

Domenico Dara

*Der Postbote von Girifalco*

*oder*

*Eine kurze Geschichte*

*über den Zufall*

Roman

*Aus dem Italienischen von*

*Anja Mehrmann*

Kiepenheuer  
& Witsch

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der Verlag *Kiepenheuer & Witsch* zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen. Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO<sub>2</sub>-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter [www.klimaneutralerverlag.de](http://www.klimaneutralerverlag.de)

Gefördert durch das Europäische Übersetzerkollegium, Straelen

Nachgestelltes Motto zitiert aus: Platon und Gernot Krapinger (Hg.):  
Der Staat. S. 447 f. Ditzingen 2017. Übersetzt von Gernot Krapinger.  
Reclams Universalbibliothek, Bd. 19512; mit freundlicher Genehmigung  
der Philipp Reclam jun. Verlag GmbH



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC®-N001512

1. Auflage 2021

*Titel der Originalausgabe* Breve trattato sulle coincidenze

© 2014 Nutrimenti srl

All rights reserved

Aus dem Italienischen von Anja Mehrmann

© 2019, 2021, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

*Umschlaggestaltung* Sabine Kwauka

*Umschlagmotiv* © Archivi Alinari, Firenze

Gesetzt aus der Celeste ST

Satz Dörlemann Satz, Lemförde

*Druck und Bindung* CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-00146-4

## I

*Vom Reiter, der sich irrt, und vom Mond,  
von der wohlriechenden Carmela, dem  
Dialektdichter Francesco Zaccone und von  
einem mit dem Herzen versiegelten Liebesbrief*

Colajizzu wurde von seinem Esel abgeworfen. Er war gerade von den Feldern in Cannavù zurückgekehrt und schien wütender als üblich, denn er prügelte das arme Vieh mit dem Stechginsterzweig windelweich. Das Tier ertrug es geduldig, schrie nur iah! und hinkte weiter, doch als Colajizzu zielte, um ihm einen kräftigen Tritt unter die Flanke zu versetzen, dort, wo es sich am Tag zuvor an einem Dornbusch eine Schramme geholt hatte, blieb der Esel schlagartig stehen und rührte sich nicht mehr vom Fleck. Colajizzu, außer sich, weil Rocco Pìrru ihm das Wasser von seinem Acker gestohlen hatte, versuchte, dem Tier auf die Kruppe zu springen und es damit zum Weitergehen zu bewegen, doch je wütender er auf ihn einschlug, desto stolzer wurde die Haltung des Esels. Er hatte es satt, von Pìrru verhöhnt, verraten und verkauft zu werden und sich bei seiner Heimkehr von den Vorwürfen seiner Frau erniedrigen zu lassen, und nun musste er sich noch

dazu in aller Öffentlichkeit auf der Piazza von seinem Esel verspotten lassen. Um die verwirrten Gedanken mit einer einzigen Geste aus seinem überlasteten Verstand zu verjagen, ließ er die Gerte mit aller Kraft auf den ohnehin schon ramponierten Bauch des bemitleidenswerten Tiers hinabsausen. Eine unwirkliche Stille senkte sich auf den Platz. Die wenigen Anwesenden befürchteten schon, er habe den Esel totgeschlagen, doch nachdem er einige Sekunden unbeweglich wie die Steinlöwen am Rathaus stehen geblieben war, verfiel dieser wieder in Schritt und markierte die Straße mit winzigen Tropfen seines Blutes.

*Ich hab hier das Sagen, ich werd dir schon zeigen, wo's langgeht,* stieß Colajizzu erbittert hervor, doch sein Triumph war nur von kurzer Dauer. Der Esel keilte mitten auf dem Platz unter den Blicken der gemütlich dasitzenden Dorfbewohner aus und warf den Bauern ab, der auf dem Boden landete wie eine weich gekochte Birne. Alle fingen an zu lachen, griffen sich an den Hintern und überschütteten ihn mit Spott. Alle bis auf drei: Franco Mendicisa, ein Freund des Unglücklichen, der ihm zu Hilfe eilte; Pepè Mardente, dem ein unbarmherziges Schicksal das Augenlicht geraubt hatte; und ein Herr mit einer großen, schweren Umhängetasche, der sich niemals über das Unglück anderer lustig machte und Colajizzus weltliches Scheitern als Beispiel für die Worte betrachtete, die er wenige Tage zuvor niedergeschrieben hatte:

*Wir leben in der Überzeugung, die Welt und das Leben unter Kontrolle zu haben, doch eine kleine Abweichung reicht aus, damit die Illusion zutage tritt. Es ist wie beim Reiten: Wir glauben, das Tier am Zügel zu führen, aber*

*es muss nur eine Maus über die Straße laufen, und schon erschrickt das Pferd und wirft uns ab.*

*Was sind unsere Gewissheiten wert, wenn jedes Tierchen sie zerstören kann?*

*Kommen wir im Leben einigermaßen zurecht, dann liegt das nicht an unseren reiterlichen Fähigkeiten. Vielmehr verdanken wir es dem Mut des Pferdes und der Großherzigkeit der Maus.*

Der Postbote des Dorfs war ein einsamer Mann ohne nennenswerten Ehrgeiz, dafür mit einer umso größeren Leidenschaft fürs Philosophieren und einer Begeisterung für Liebesbriefe. Er erkannte sie, ohne sie zu öffnen, als trügen sie auf dem Umschlag den Stempel der Liebenden. Er hatte Liebesbriefe jeder Art gesehen: elegante, unechte, solche, die auf die Rückseite eines Wahlkampf-Flugblatts oder auf Klopapier geschrieben worden waren, auf die herausgerissene letzte Seite eines Romans oder auf noch mit Mehl bestäubtes Brotpapier. Liebesbriefe, die einen träumen lassen und um den Schlaf bringen, magische Liebesbriefe, die dieselben Dinge mit immer neuen Worten sagen, so sorgfältig ziseliert, als wäre die Unvollkommenheit des Briefs furchterregender als der furchterregendste Rivale. Und dann die ganz besonderen Liebesbriefe, die er am behutsamsten öffnete, ganz zuletzt ...

Dreieinhalb Stunden vor Colajizzus Kapitulation hatte der Postbote den Postsack geleert, um die Briefe in der Reihenfolge ihrer Zustellung zu ordnen. Vor ihm lag kein Haufen Papier, sondern eine Mustersammlung menschlicher Gefühle: ungelebte Träume, heimliches Begehren, zurückgenommene Versprechen, Erklärungen, Beleidigungen.

gungen, Erinnerungen, Sehnsüchte und Hoffnungen, in Einsamkeit niedergeschriebene Worte, die durch ihn an ihren Bestimmungsort gelangten, und es machte ihn stolz, wenn er die letzte und entscheidende Rolle bei der Erfüllung eines Schicksals spielte.

An jenem Morgen, er war fast fertig mit dem Sortieren, fiel ihm ein ungewöhnlicher Brief in die Hände. Der Umschlag bestand aus dickem Papier und war mit einem Siegel aus rotem Lack verschlossen, in den der Buchstabe S geprägt war. Einen solchen Brief hatte er nie zuvor gesehen, und gequält von dem Drang, ihn zu öffnen, steckte er den Umschlag in ein Fach der Posttasche. Er setzte die Dienstmütze auf und begab sich auf seine gewohnte Runde.

Als er beschlossen hatte, sich als Postbote zu verdingen, hatte er nicht geahnt, dass diese Arbeit, die weder Berufung noch Kunst war, ihn so nah an die Geheimnisse der Menschen heranführen würde, und darum versuchte er, sie so gut wie möglich zu verrichten. Um Postbote zu sein, braucht man nicht nur gesunde Beine und starke Schultern. Man muss den Inhalt der Briefe erraten, die Schriftzüge der Menschen erkennen und dann ein Gleichgewicht herstellen: bemessen, verzögern, beschleunigen, lächeln, ablenken ... Er achtete auf jedes Detail. Musste er zum Beispiel einem abwesenden Empfänger eine Liebeserklärung zustellen, steckte er sie gut sichtbar oben in den Schlitz im Eingangstor, sodass der Glückliche nur die Hand ausstrecken musste, um den Brief zu pflücken wie eine Frucht vom Baum. Handelte es sich hingegen um einen Abschiedsbrief, ließ er ihm dieselbe bescheidene Behandlung angedeihen wie einer Todesanzeige und schob

ihn unter der Tür hindurch in der Hoffnung, der Empfänger möge beim Heimkommen darauftreten und seine Fußspur auf dem Umschlag hinterlassen, als Mahnung an Kummer und Verzagtheit.

Der Postbote von Girifalco war ein würdiger Vertreter einer Berufsgruppe, deren lange und ehrenvolle Geschichte zurückreicht bis zu Hermes, dem Argostöter, *deorum nuntium*, Göttersohn, scharfäugiger Bote und Wohltäter, der, angetan mit schönen goldenen Sandalen, über das Meer glitt wie eine Möwe auf der Jagd nach Fischen, getragen vom Wind, in Händen den Stab, der die Menschen verzaubert. So wanderte der Postbote auf seiner täglichen Runde durch die Straßen, und zwischen Guten Morgen, Hallo und zu überbringenden Botschaften dachte er an den Mond.

Es war der 7. April 1969; er hatte in der Zeitung gelesen, dass die Amerikaner im Begriff waren, auf dem Mond zu landen. Er blickte in den Himmel: Vielleicht würden Postboten eines fernen Tages auch dort oben Briefe zustellen.

Giovannuzzu hingegen wusste nichts von dieser Mondfahrt. Die Kinderlähmung fesselte ihn an den Rollstuhl, und darum verbrachte er sein Leben auf dem Balkon und betrachtete die Menschen von oben. Da er für immer zum Sitzen gezwungen war, hatte er beschlossen, im ersten Stock zu leben, denn so betrachtete er die Welt aus einer Perspektive, die ihm sonst nicht mehr gehörte. Er konnte die leeren Taschen seiner Existenz mit Fragmenten aus dem Leben anderer füllen, sie ihnen von der Höhe seines Observatoriums aus entwenden: Streit, Verrat, Leidschaften, Gesichter und Gebärden von der Straße waren sein vergangenes, gegenwärtiges und zukünftiges

Leben. Für ihn bestand die Welt in dem, was er betrachten konnte.

»Hast du schon gehört, dass wir zum Mond fliegen, Giovanni?«

Der Postbote erzählte allen die Geschichte von der unmittelbar bevorstehenden Mondlandung und ähnelte dabei Zarathustra, der vom Berg hinabsteigt und sich unter die Menschen begibt, um die Wahrheit zu verkünden. Doch anstelle des Hirten begegnete er Carruba, dem Plakatkleber mit dem unvermeidlichen Zahnstocher zwischen den Lippen, der gerade dabei war, Plakate für die Democrazia Cristiana anzuschlagen. Mit der Seelenruhe war es nun vorbei, denn das verschlafene Girifalco erwachte anlässlich von Erdbeben und Kommunalwahlen zum Leben, und zum Glück kam so ein Erdbeben nicht alle Vierteljahre vor.

Fest entschlossen, einen der letzten ruhigen Vormittage vor der Wahl zu genießen, begab sich der Postbote auf den Rückweg und dachte erneut an den Mond. Während er die Via Petrarca hinter sich ließ, sann er darüber nach, dass es gar nicht nötig war, an die Grenze der Galaxie zu reisen, um den Mond zu sehen. Es genügte, gegen neun hier vorbeizukommen, wenn die wohlriechende Carmela ohne Höschen auf dem Balkon die Wäsche aufhängte, denn sobald sie sich zu den Leinen emporstreckte, drückten sich die Falten ihres Rocks zwischen die Eisenstäbe des Balkons und blieben dort, wobei sie Einblicke gewährten, die einem den Atem raubten. Als er noch ein Junge war, hatte Carmela gegenüber gewohnt, und damals hatte er sich in ihre braun gebrannte Haut verliebt, in die durchsichtigen Trägerkleidchen, die zum Trocknen aufgehäng-

ten Spitzenunterhöschen, heimliche Objekte seiner Begierde, unter denen er herging, solange sie noch tropften, sodass ihm das Wasser in den Mund lief, er es kosten und über die Natur des Bächleins fantasieren konnte. Trotz ihres Alters war Carmela das Verlangen, das Glück, alle Frauen dieser Welt in einem Körper: Sie war der Grund, warum es nicht nötig war, zum Mond zu fliegen, um sich als Herrscher des Universums zu fühlen. Es genügte, vor der Via Petrarca 23 stehen zu bleiben, neunzehn Stufen hinaufzusteigen und sie in ihrem Bett vorzufinden, üppig und nackt.

Am Nachmittag zu Hause holte der Postbote die Briefe des Tages aus der Tasche und nahm seine tägliche geheime Tätigkeit auf: Er öffnete und las sie, schrieb sie ab und steckte sie wieder in den Umschlag. Getreu der kindlichen Gewohnheit, sich die besten Bonbons bis zum Schluss aufzubewahren, tat er mit dem versiegelten Brief dasselbe. Er betrachtete ihn von Nahem und drehte ihn mehrmals hin und her. Adressiert war er an Maria Migliazza, Contrada Vasia 12, Girifalco/Catanzaro. Er staunte, weil die Schrift seiner eigenen so sehr ähnelte. Maria Migliazza, zweitgeborenes Kind einer Familie mit fünf Schwestern und zwei Brüdern, Tochter des Krankenpflegers Peppino und Donna Rosinuzzas, war keine schöne Frau.

Nicht nur hatte die Natur an Schönheit und Anmut gespart, nicht nur lastete seit der Spritztour ihrer älteren Schwester mit Vincenzo Campese nach Winterthur das Gewicht des Haushalts allein auf Marias Schultern, was sie ziemlich strapazierte. Nein, zu allem Überfluss hatte sie sich auch noch eine Blutkrankheit zugezogen, die ihre

Haut weiß und empfindlich werden ließ, sodass schon eine leichte Berührung genügte, um an der betreffenden Stelle ihres Körpers augenblicklich hartnäckige blaue Flecken erblühen zu lassen. Maria hatte noch nie einen Brief bekommen, und dieser an sie adressierte Umschlag, der aussah, als wäre er hundert Jahre alt, weckte die Neugier des Postboten.

Der Stempel war unleserlich. Der Postbote hielt den Brief gegen das Licht, aber das Papier war sehr dick. Das Siegel erschwerte ihm das Öffnen. Er versuchte es abzulösen, zuerst mit den Händen, dann mit der Klinge eines Taschenmessers, aber vergeblich. Also beschloss er, es aufzubrechen. Ein trockenes Geräusch erklang, wie wenn etwas Lebendiges entzweibricht. Das Siegel zersprang sauber in zwei Teile, sodass der Konsonant wieder zusammengefügt wurde, wenn er die Stücke aneinanderhielt. Er öffnete den Umschlag und las:

*Liebe Teresa,  
falls Du Dich fragst, wo Du diese Schrift schon einmal gesehen hast, falls Du im Abstellraum der Erinnerung nach der Schublade suchst, in der Du sie versteckt hast ...  
Teresa mia, noch immer lässt Dein Name mich erzittern wie Laub, Teresa mia, das Gebet, das ich so lange im Stillen aufgesagt habe und jetzt hinausschreie, Teresa mia, endlich finde ich Dich wieder auf meinem Weg wie ein spät gehaltenes Versprechen, und diesmal für immer!*

Es kam ihm vor, als ginge er in der Zeit zurück zu seinem kurzen Aufenthalt in der Schweiz damals, als hielte er einen anderen Brief in der Hand. Zum zweiten Mal hatte er eine Schrift wie seine eigene vor Augen, und er konnte

nicht glauben, dass drei Menschen auf dieser Welt auf dieselbe Weise schreiben.

Kein Absender, weder Unterschrift noch Herkunftsort, und was hatte Teresa eigentlich mit Maria Migliazza zu tun? Das Geheimnis zog ihn in seinen Bann.

Zuallererst musste er ein ähnliches Papier finden, sich Siegellack besorgen und das Siegel nachbilden. Er fügte den zerbrochenen Lack wieder zusammen, legte ein Stück Papier darauf und pauste den Buchstaben mit einem Bleistift durch. Dann nahm er das Blatt und ging aus dem Haus.

Zaccone Francesco, ein bedeutender Dialektdichter, besaß die einzige Druckerei in der Gegend. Am frühen Nachmittag war die Werkstatt geschlossen, aber Zaccone, ein sympathischer, freundlicher Mann, war dort. Der Postbote klopfte, und sogleich kam der Dichter zur Tür, die Hände von Druckerschwärze verschmiert. Er war guter Dinge. Der Tag zuvor hatte ihm eine besondere Würdigung seines Gedichts *Das Schneckenhaus* beschert, und sein Gesicht leuchtete noch wegen dieser Weihe.

»Mein lieber Postbote! *Trasiti*, hereinspaziert«, sagte er, schloss die Tür und ging ihm voran ins Hinterzimmer. »Ich war gerade dabei, Einladungen für eine Taufe vorzubereiten. Welchem Umstand verdanke ich die Ehre?«

»Ich bräuchte ein wenig Briefpapier.«

Zaccone ging zu einem Tisch, auf dem einige große Kartons dicht beieinanderstanden.

»Falls es Sie interessiert: Das hier ist vor ein paar Tagen gekommen. Sehen Sie es sich selbst an, ich mache nur alles schmutzig.«

Sie fingen an, über Politik und Poesie zu sprechen, und

nach einer Weile hatte der Postbote etwas gefunden, das ihm geeignet erschien.

»Ich brauche ungefähr zwanzig Bögen davon.«

»Nehmen Sie, so viel Sie wollen, das ist für eine Lieferung Briefpapier für Rechtsanwalt Tolone.«

Der Postbote zählte zwanzig Blätter und zwanzig Umschläge ab und schlug sie in ein altes Plakat ein.

»Können Sie zufällig auch ein wenig Siegellack erübrigen?«

Zaccone gehörte nicht zu der Sorte Mensch, die Fragen stellte; er ließ die Maschine kurzerhand stehen, putzte sich die Hände an der Schürze ab und ging zu einem alten Holzkasten.

»Hier vielleicht ...«, sagte er und nahm eine Papiertüte heraus, »ja, roter und schwarzer ...«

»Ich hätte gern ein Stück roten.«

»Nehmen Sie ruhig alles, ich brauche ihn sowieso nicht.«

Der Postbote griff nach der Tüte. »Was bin ich Ihnen schuldig?«

»Sie machen wohl Witze! Das ist doch nicht der Rede wert!«

Er begab sich zur Tür.

»Eine Sache noch«, sagte er und zog das Blatt heraus, auf das er das S des Siegels gepaust hatte. »Haben Sie so einen Buchstaben?«

Aufmerksam betrachtete Zaccone die Zeichnung.

»Ein hübsches kleines Emblem, wirklich. Haben Sie sich das für eine Todesanzeige ausgedacht?«

Das reichte. Der Postbote dankte ihm und ging fort, nicht ohne Zaccone noch nach seinem neuen Gedichtband

zu fragen. Er hatte Siegellack bekommen und ein Papier gefunden, das dem des Briefes ähnelte. Jetzt musste er sich nur noch den Stempel besorgen. Auf dem Heimweg dachte er, dass er vielleicht nach Catanzaro hätte fahren sollen, um ihn dort anfertigen zu lassen. Doch als er vor Alfreduzzus Laden Filumena Cicora begegnete, die ein Fässchen mit qualmendem Heidekraut auf dem Kopf trug, dachte er erleichtert, dass es vielleicht gar nicht nötig sein würde, den Überlandbus in die Hauptstadt zu nehmen, sondern dass es reichte, wenn er am nächsten Tag in Riganiaddu haltmachte.

*Von einem Siegelstempel, einem Gauner,  
der Monte Covello verpesten will, und von  
einem Brief, den der Postbote nicht besitzt, den  
er aber auch selbst hätte schreiben können*

Rocco Melina mit den schwarzen Fingernägeln wohnte an der schmalen Schotterstraße, die vom Kirchlein zum Brunnen von Riganiaddu führt.

Ebenso abgeschlossen und abschüssig wie diese Straße verlief zu jener Zeit das Leben von Rocco, Jahrgang 1899, der gleich nach dem Ende des Ersten Weltkriegs in die Vereinigten Staaten von Amerika emigriert war. Er war in New York gewesen, in Los Angeles und sogar in Chicago, und er hatte sich in jedem infrage kommenden Handwerk versucht, bis er durch einen seltenen Glücksfall eine Stelle in einer Druckerei fand, und mithilfe einer Abendschule und seines eisernen Willens war es ihm gelungen, sich niederzulassen und schließlich zu heiraten.

1946 war er nach Italien zurückgekehrt und hatte sich von seinen Ersparnissen zwei Druckmaschinen gekauft, den Druckereibetrieb jedoch einige Jahre zuvor eingestellt.

Der Postbote betrat die offen stehende Garage.

»Ja, bitte?«

Rocco Melina saß mit dem Rücken zu ihm an der Werkbank unter dem großen Fenster. Es roch durchdringend nach Druckfarbe. Der große Raum wurde fast vollständig von den Maschinen in Anspruch genommen, die, in einer Ecke stehend, mit ihm zusammen gealtert waren. Wie die vielen Holzspäne zu seinen Füßen verrieten, war der passionierte Handwerker in seine Lieblingsbeschäftigung vertieft. In den ersten Jahren seiner Tätigkeit waren Gussformen und Lettern Mangelware gewesen, sodass er sich sehr hatte plagen müssen, und da er als Kind häufig in der Tischlerwerkstatt seines Vaters geholfen hatte, beschloss er, seine Lettern selbst herzustellen, indem er sie aus Heideholz schnitzte: zuerst alle Buchstaben in Druckschrift, dann in Schreibschrift und schließlich sein Meisterwerk, die Darstellung des Gemeindegewappens mit dem Turm und dem Falken. Er wollte das althergebrachte Handwerk nicht aufgeben, und wie es oftmals demjenigen geschieht, der die Vergangenheit nicht als vergangen betrachten will, hatte die Zeit ihrerseits beschlossen, ihn als Teil der Vergangenheit zu betrachten.

Er verbrachte seine Tage und diesen Augenblick damit, kleine Holzwürfel mit Landschaften, Gesichtern, Buchstaben und Erinnerungen zu versehen. Auf diese Art hielt er seinen Geist beschäftigt und dachte weder an seinen Sohn Pietro, der ebenfalls nach Amerika gegangen war, noch an seine Gewissensbisse, weil er nicht in der Lage gewesen war, ihn zu Hause zu ernähren. In irgendeiner Schublade steckte noch der erste Brief, den ihm Pietro

geschrieben hatte, überschäumend vor Hoffnung und Begeisterung nach dem ersten Jahr auf der Abendschule:

*Dear Tata,*

*ich schreibe Dir diesen Brief, um Dir zu sagen, dass ich möchte, dass auch Du hierherkommst, jetzt, wo Dein Sohn in Amerika ist, denn in Italien gibt es für uns nichts mehr zu tun.*

*Dein Sohn ist ins business eingestiegen: eine Druckerei, lauter langweiliges Zeug (Gesetze der Bruderschaft) für die ehrenwerten Freimaurer der Mazzini-Loge, auch habe ich mir das Leben – genannt laif – für tensausend und sikstin dollari versichert, das sind zehntausendsechzehn Dollar.*

*Ich wohne in der Malberri Stritt, so heißt die Straße, und ich habe viel Geld. Die Frauen heißen hier uimen, die Liebe lav, das Papier peper. Wenn Du fragen willst: Hast Du mich verstanden?, musst Du nur sagen: Anderstend-ju? Das Unglück, das wir so gut kennen, heißt hier trabbel, und uai sagt man, um zu fragen: warum? Und nicht beleidigt sein, wenn sie fuzzi zu Dir sagen, der fuzzi ist hier nämlich der Fuß, und stell Dir vor, uns Kalabresen nennen sie Italiener.*

*Die Namen der Orte überall sind sehr nais: Labbock, Filladelphia, Cicàco, Nuiork, Wichita. Mein lieber, guter Papa, schwere Arbeit hat hier einen hässlichen Namen, der mir Angst macht: uork. Die Hacke nennen sie einfach schowwel. Und wenn Du einen fragen willst: Was hast Du?, dann musst Du sagen: Wazza-metta-visju?*

*Ich weiß noch, als ich ein Kind war, bin ich barfuß gegangen, und Nasci und Bifaru haben mich verspottet. Gesegnet seien der Tag und die Tränen und die Trauer, als ich in dieses freie Land gefahren bin, denn wenn ich geblieben wäre, säße ich jetzt vielleicht im Gefängnis. Hier dagegen lasse ich es mir mit den Misses und Görls gut gehen, denn die Americani sind nicht eifersüchtig wie wir Calabresi, die sind nämlich dumm: Wenn Du vor ihren Augen ihre Frau anfasst, schreien sie noch hurra!*

*Sobald Du diesen Brief bekommst, nimm schnell Deinen Reisepass, schreib nach Neapel und nimm die beste Kabine, verkauf den Gemüsegarten und gib den Hausschlüssel dem Bürgermeister. Und jetzt stop raiting, das heißt, ich höre auf zu schreiben, brich unbesorgt auf, Tata, und wenn Du in Gibraltar bist, sag mir mit Marconis Telegraf Bescheid. Gudbài: Um den Rest kümmert sich Dein Sohn, der Dich umarmt und immer an Dich denkt.*

Pietro hatte fast einen Monat gebraucht, um diesen Brief zu schreiben; er hatte sich dabei von Michele Pane helfen lassen, einem befreundeten Emigranten aus Kalabrien, einer, der Gedichte schrieb, die einem das Herz aufgehen ließen. Doch im Alter von siebzig Jahren noch einmal den Atlantik zu überqueren, fiel Rocco überhaupt nicht ein, denn er wünschte sich, im Dorf zu sterben und neben seiner Gattin – Gott hab sie selig – begraben zu werden. Kein Spaziergang auf der Seventieth Street war so viel wert wie die Ewigkeit an ihrer Seite. Das Letzte, was er sich auf dieser Welt noch erhoffte, war ein nach Salz und Meer duftender Brief, der die lang ersehnte Rückkehr seines Sohnes ins Dorf verkündete, und sei es nur für wenige Tage, gerade lange genug, um ihn daran zu erinnern, dass er Pietros Vater war.

»Darf ich reinkommen?«

Rocco drehte sich um. Seine Haut war dunkel wie mit Druckerschwärze gefärbt, der Schnurrbart schwarz und gepflegt, die Brille, an der ein Bügel durch einen Draht ersetzt war, saß ihm tief auf der Nase. Er trug eine dunkle Baskenmütze und einen grauen Kittel.

»Trasìti, herein.«

Er legte die Ahle auf das Tischchen, nahm die Brille ab

und erhob sich. »Wenn man immer so krumm dasitzt, macht man sich den Rücken kaputt«, sagte er und legte die Hände auf die schmerzende Stelle. »Hat mir jemand geschrieben?«

Der Postbote hatte ganz vergessen, dass er für gewöhnlich nur deshalb mit der Dienstmütze auf dem Kopf ein Haus betrat, um etwas abzuliefern, wodurch sein Erscheinen eine unvorhersehbare Abfolge von Hoffnungen auslöste.

»Nein, verzeihen Sie, ich wollte Sie nur um einen Gefallen bitten ...«

Roccas Enttäuschung war offenkundig, und der Postbote bedauerte, dass er nichts für ihn in seiner großen Tasche hatte, denn am Abend zuvor – *Ich Esel!* – hätte er sich an den Schreibtisch setzen und ihn schreiben können, den ersehnten Brief von Pietro aus New York, als Entschädigung für den Gefallen, um den er Rocco bitten würde. Nichts Außergewöhnliches hätte es sein müssen – *Uns geht es gut, und Dir, wie geht es Dir so ganz allein? Es tut mir weh, nicht bei Dir zu sein, kann es kaum erwarten, Dich wiederzusehen, ich denke immerzu an Dich ...* –, all die abgedroschenen Worte der Zuneigung, die der einzige Trost für einsame, alte, sich selbst überlassene Eltern sind.

»Nur eine Kleinigkeit.«

»Ja?«

Er zog das Blatt aus der Tasche, auf das er am Tag zuvor den Buchstaben des Siegels gepaust hatte.

»Ich wollte Sie fragen, ob Sie so einen Stempel für mich anfertigen können.«

Melina streckte die Hand aus. Sie sah aus, als habe sie

jahrelang in einem Tintenfass gesteckt, und als er nach dem Blatt griff, kam es dem Postboten so vor, wie wenn seine Fingerkuppen ihren Abdruck auf dem Papier hinterlassen hätten, und er dachte, dass auf allem, was Rocco berührte, diese Spur zurückblieb und dass er mit diesen kleinen Tintenflecken das Zeichen seiner Durchreise auf der Erde hinterließ.

Schon lange war niemand mehr mit einem derartigen Wunsch an den Drucker herangetreten. Er hielt sich den Brief dicht vor die Augen, musste aber dennoch die Brille aufsetzen. Den Draht klemmte er sich hinters Ohr, wie man es auch mit einer widerspenstigen Haarsträhne macht.

»Ja, das kriege ich hin«, nickte Rocco zufrieden.

»Wann soll ich wiederkommen?«

»*Aspettati*«, antwortete er und trat an die Werkbank heran, »warten Sie einen Moment.«

Er setzte sich wieder. Aus einem schäbigen Weidenkorb links neben dem Tisch nahm er ein Stück Heideholz und betrachtete es, wobei er es dicht vor die Augen hielt und es hin und her drehte. Mit einem spitzen Bleistift zeichnete er den Buchstaben vom Blatt mit wenigen geschickten, knappen Strichen auf den ebenmäßigsten Bereich der Oberfläche. Er spannte das Holz in einen Schraubstock, griff nach einem Hohlmeißel mit hauchdünner Klinge und fing an zu schnitzen. Hin und wieder hielt er inne und betrachtete sein Werk, wechselte einige Male die Spitze, um die Umrisse zu vervollkommen. Wie ein Traumbild bestaunte der Postbote diesen Mann, der an jedem Tag seines Lebens etwas in die Oberfläche eines Stücks Baumheide geschnitzt hatte, und hätte er alle

Formen aneinandergereiht, dann wäre eine Trajanssäule dabei herausgekommen, kaum bescheidener in den Ausmaßen als das Original.

Fünf Minuten vergingen. Sie kamen dem Postboten vor wie ein Augenblick in einem Mythos, zeitlos und ewig. Rocco Melina löste das Holz aus dem Schraubstock und betrachtete es zufrieden aus der Nähe. Er hob es an den Mund, blies darauf und putzte es mit dem Lappen ab, der aus der Tasche seines Kittels hervorlugte. Er drückte die Form zuerst auf ein Stempelkissen, dann auf ein Stück Packpapier. Er legte die beiden Zettel nebeneinander und forderte den schweigenden Beobachter auf, die Buchstaben zu vergleichen. Der Postbote war verblüfft über ihre Ähnlichkeit. Er fragte Melina, wie viel er ihm für seine Mühe schuldig sei, doch der Alte entgegnete, wo er denn hin-denke, auf keinen Fall nähme er etwas von ihm an, diese Gefälligkeit würde ihm vermutlich früher oder später von selbst vergolten werden. Der Postbote bedankte sich und verließ die Werkstatt, um seine Runde fortzusetzen.

Nur ungern stellte er die Post in der Gemeindeverwaltung zu, denn im Rathaus schwirrten einige Gestalten herum, deren bloßer Anblick ihn abstieß wie ein Geschwür auf der Haut. Und sein Abscheu war noch größer geworden, seitdem er von einer Angelegenheit erfahren hatte, von der noch zu berichten sein wird. Die zahlreichen Briefe, die das Rathaus täglich erreichten und verließen, waren keine vergnügliche Lektüre: Reiseabrechnungen, politische Verlautbarungen, Ausschreibungen. Der Postbote hatte nichts allzu Spannendes erwartet, als er ungefähr ein halbes Jahr zuvor einen Brief des Bürgermeisters geöffnet hatte:

*Werter, hochverehrter Commendatore Quattrone, ich wende mich an Sie auf ausdrückliche Aufforderung des Herrn Abgeordneten Mizzini, dem im Hause des Bauunternehmers Fracazzi die Ehre zuteilwurde, Ihre Bekanntschaft zu machen.*

*Bei vorbezeichneter Gelegenheit deuteten Sie ihm die edle Absicht an, Ihre Aktivitäten auf unsere südlichen Gefilde auszudehnen.*

*Von obiger Angelegenheit berichtete mir der Herr Abgeordnete auf meine ausdrückliche Bitte hin, auf dem Gebiet unserer Gemeinde einen Industrialisierungsprozess einzuleiten. Die weitverbreitete Unzufriedenheit wegen des Mangels an Arbeitsplätzen stellt das Vertrauen der Wähler zu uns auf eine harte Probe, und ich würde diese Unmutsbekundungen gern verstummen lassen.*

*Der Berg Monte Covello, überaus üppig mit Kiefern und Tannen bewachsen, weist zahlreiche für Ihre Interessen geeignete Standorte auf.*

*Es ist meine große Hoffnung, dass diese Einladung Ihre Billigung findet; der Herr Abgeordnete wäre überaus erfreut, als Vermittler und Gewährsmann für die Zahlung der Ablösesumme in dieser Sache zu fungieren.*

*In Erwartung Ihrer Nachricht verbleibe ich hochachtungsvoll,  
Ihr ...*

Muzio Quattrones Antwort ließ nur einen Monat auf sich warten:

*Sehr geehrter Herr Bürgermeister, Ihr Brief kommt passend wie die Faust aufs Auge, wie wir hier in Rom gern sagen. Tatsächlich sind wir gerade dabei, unsere geschäftlichen Aktivitäten auszuweiten, und darum bin ich dem Herrn Abgeordneten dankbar, dass er Ihnen meinen Namen genannt hat.*

*Selbstverständlich sind Reden und Tun zweierlei ... gewiss verstehen Sie sehr gut, dass eine solche Investition eine Reihe von Sicherheiten verschiedener Art voraussetzt, und auch wenn die Anwesenheit des Herrn Abgeordneten für die bürokratische Sicherheit bürgt, muss immer noch für die logistische gesorgt werden.*

*Wir brauchen Land, viel Land, mindestens 40 Hektar, und zwar weit entfernt von besiedeltem Gebiet. Außerdem müssen zahlreiche Faktoren beurteilt werden, unter anderem die Friedfertigkeit der Einwohner und der Zustand der Straßen. Ich bin mir jedoch sicher, dass, sobald diese Ungewissheiten beseitigt sind, die Sache mit dem Segen des Herrn Abgeordneten Mizzini, den Sie bitte von mir grüßen möchten, in Gang kommen wird.*

*Mit zuversichtlichen Grüßen.*

In den darauffolgenden Wochen war dem Postboten eine gewisse Unrast aufgefallen. Vermessungstechniker, Architekten der Gemeinde und Techniker des Regierungsbezirks sahen sich gründlich auf dem Monte Covello um, stellten Messungen für den Straßenbau an und zogen die Grundeigentümer der Gegend zurate. Das Ergebnis schlug sich in einem am 4. Februar 1969 versendeten Brief nieder.

*Verehrter Commendatore,*

*da das Gelingen der Angelegenheit mir und dem Herrn Abgeordneten sehr am Herzen liegt, habe ich mir angesichts der von Ihnen vorgebrachten Überlegungen erlaubt, zusammen mit dem technischen Personal der Gemeinde und der Provinz eine Reihe von Kontrollen bezüglich des fraglichen Gebiets in Gang zu bringen.*

*In der Anlage finden Sie alles Nötige, um sich ein erstes Bild zu machen: Katasterkarten, Lagepläne usw. ...*

*Was das Straßennetz betrifft, so ist es vielleicht hilfreich zu wissen, dass sich derzeit eine Straße im Bau befindet, die Girifalco mit Lamezia Terme verbinden wird, sodass die Autobahn in weniger als einer halben Stunde erreichbar ist. Offensichtlich ist der Herr Abgeordnete ernsthaft bestrebt, dafür zu sorgen, dass die Arbeiten in möglichst kurzer Zeit abgeschlossen werden.*

*Und zu guter Letzt müssen Sie hinsichtlich der Bewohner keine Bedenken haben, denn ich kenne meine Mitbürger gut und weiß, dass ich ihnen nur einen Arbeitsplatz und ein gutes Auskommen auf Lebenszeit versprechen muss, damit sie zufrieden sind und sich ruhig verhalten.*

*Wie Sie sehen, bemühen wir uns nach Kräften.*

*Ich hoffe, dass die Dokumentation Ihren Vorstellungen entspricht.*

*Hochachtungsvoll.*

Dem Schreiben waren ungefähr zehn Seiten mit technischen Daten beigelegt. Die Antwort des Bauunternehmers kam nach etwa drei Wochen:

*Sehr geehrter Herr Bürgermeister,*

*mit größtem Vergnügen nehme ich Ihr umsichtiges Vorgehen zur Kenntnis, das mich sehr auf den Erfolg der Angelegenheit hoffen lässt.*

*Die beigelegte Dokumentation ist recht umfangreich, Ihr Berg dort scheint alle Voraussetzungen zu erfüllen, um unsere große Deponie aufzunehmen – vorausgesetzt natürlich, dass die Beschaffung sämtlicher Grundstücke in die Wege geleitet und abgeschlossen wird.*

*Selbstverständlich ist die Fertigstellung des Straßenabschnitts unverzichtbar, aber die diesbezügliche Garantie des*

*Herrn Abgeordneten stellt immerhin eine gewisse Sicherheit dar.*

*In Erwartung weiterer Nachrichten verbleibe ich mit freundlichen Grüßen.*

Eine Mülldeponie in Girifalco! Der Postbote konnte kaum glauben, dass die Leute aus dem Dorf, so schlitzohrig sie auch sein mochten, in der Lage waren, etwas so Abscheuliches auszuhecken, denn er malte sich bereits aus, wie Lastwagen und Züge mit lauter Abfall, Dreck und Mist aus Norditalien beladen und nach Girifalco gebracht wurden, um dieses kleine Paradies auf Erden für immer zu verseuchen.

Der Bürgermeister und seine unterwürfigen Lakaien hatten hinterhältig begonnen, Baum für Baum die gewundenen Wege des Monte Covello, Stolz der Menschen in Girifalco, zu erobern. Sie hatten kein Meer bekommen wie Borgia oder Squillace; ihnen hatte das Schicksal den Berg zugedacht, und deshalb hatten sie ihn geweiht, indem sie eine Madonnenstatue dort aufgestellt hatten, die an jedem ersten Sonntag im August verehrt wurde; Covello, flüsterndes Laub, reich an Pilzen und Esskastanien, Covello, dessen Wind die Häuser im Dorf erfrischte und der jetzt abgeholzt zu werden und wie der kahle Kopf des Dorfbewohners Archidemu Crisippu zu enden drohte, oder, schlimmer noch, als ein riesiger, stinkender, sudeliger Haufen fremden Drecks.

Ausgerechnet an diesem Morgen fand der Postbote im Bündel der Ausgangspost der Gemeinde, die ihm Pepinuzzu Sgrò übergeben hatte, einen weiteren Brief des Bürgermeisters. Zu Hause angekommen, öffnete er ihn und las:

*Verehrter Commendatore,  
ich beziehe mich auf Ihr o.g. Schreiben und kann Ihnen  
nach gründlicher Durchsicht der Katasterkarten sowie nach  
Besichtigung der Örtlichkeiten durch den eigens dafür ein-  
gerichteten Ausschuss mitteilen, dass drei für die Mülldepo-  
nie geeignete Standorte ermittelt wurden, die auf der Karte  
7/D mit den volkstümlichen Namen Chiapparusi, Roccapù  
und Mangraviti ausgewiesen sind.*

*Ein Teil des Landes befindet sich in öffentlicher Hand, andere  
Parzellen gehören alten Bauern, die vermutlich leicht zum  
Verkauf zu überreden sein werden.*

*Doch bevor wir weitere Maßnahmen ergreifen, halte ich es für  
unverzichtbar, einen Mann Ihres Vertrauens zur endgültigen  
Entscheidungsfindung vor Ort zu benennen.*

*Ich freue mich auf Ihre Antwort und verbleibe  
mit freundlichen Grüßen.*

Der Postbote konnte sich den eigens eingerichteten Ausschuss genau vorstellen: der Vermessungstechniker Gigi Cacalùavu, der Gemeindearbeiter Rocco Candelarù, Antonio Crisantemo vom Einwohnermeldeamt, Experte für Pilze und Schnecken, und Ciccuzzi Cannarò, der Straßenkehrer. Sein Groll auf diese Leute wurde immer größer: Was würde aus den sauberen Gewässern von Chiapparusi werden oder aus dem klaren Flüsschen Pesipe, das von Roccapù bis zur Ebene von Cortale hinunterfloss, Felder bewässerte und Tiere tränkte, was aus den Weintrauben und Kartoffeln von Mangraviti?

Er schrieb den Brief ab, steckte ihn in einen neuen Umschlag und tippte auf der Schreibmaschine den Vor- und Nachnamen sowie die Adresse des Empfängers darauf.

Der Stempel, den Rocco Melina geschnitzt hatte, lag auf dem Schreibtisch. Der Postbote betrachtete ihn von

Nahem. Er nahm ein Blatt Papier, zündete eine Kerze an und näherte die Flamme der kleinen Stange Siegellack: Als der rote Fleck sich auszubreiten begann, drückte er das Siegel in die blutrote Flüssigkeit. Die Ähnlichkeit war beachtlich, und seine stille Dankbarkeit für Rocco Melina wuchs.

Was hatte ihn dazu gebracht, innerhalb von zwei Tagen zweimal jemanden um einen Gefallen zu bitten? Der Perfektionismus seines ordnenden Geistes? Er las den Liebesbrief an Teresa noch einmal. Da war nicht nur die Schrift, die seiner eigenen ähnelte und auf ihn gewirkt hatte wie der Blick der Medusa. Dasselbe galt für das Siegel, das Papier, die unpassende Adressatin und für die vertrauten Worte, die ihn an irgendetwas erinnerten. Denn der Postbote selbst hütete einen Brief, den er nie abgeschickt hatte. Der Mann, in dessen Händen die Vollendung unzähliger Schicksale lag, brachte es nicht fertig, sein eigenes zu erfüllen. Also stand er auf, denn es stimmte, was er einmal gelesen hatte: Jeder Mensch auf dieser Welt hat sieben Doppelgänger, aber niemandem war es beschieden, einem von ihnen zu begegnen. Und vielleicht hatte die Schicksalsgöttin Klotho jetzt durch eine leichte Zerstreuung oder wegen eines kräftigen Windes die Fäden zweier ähnlicher Leben miteinander verschlungen, und der Postbote war zufällig über den behelfsmäßigen Knoten gestolpert. Er stand auf und nahm einen weißen, viele Jahre alten Briefumschlag aus der Nachttischschublade. So bedächtig, wie traurige Menschen ihr vergangenes Leben betrachten, öffnete er ihn und sah noch einmal die alten Worte, den Anfang eines unvollendeten Briefes, den er las, als gehörte er einem anderen:

*Erkennst Du diese Schrift? Erinnerst Du Dich an sie?*

*Ja, ich denke schon, und Du fragst Dich nach dem Grund. Dasselbe frage ich mich auch.*

*Ich muss nur Deinen Namen hören, Rosa, und schon zittere ich wie Laub – diesen Namen, der wie ein Echo durch die Stille der Nacht hallt, den Namen, den ich hinausschreien möchte, damit Du mich hörst und zu mir gelaufen kommst, diesmal für immer, damit wir unser Liebesversprechen halten können. Ich muss Dir das sagen, Du musst um meinen Schmerz wissen, damit Du verstehst, was ich Dir jetzt schreiben werde.*

*An jenem Tag*

Hier brach der Brief ab. Nach so vielen Jahren war es ihm noch immer nicht gelungen, ihn zu beenden, und wer weiß, wie lange er noch unbeachtet in der Schublade gelegen hätte, wäre nicht der Brief mit dem Siegel gekommen. Ein anderer lebte wie er, schrieb wie er, dachte wie er, benutzte dieselben Worte wie er. Er legte seinen eigenen Brief wieder in den Nachttisch. Der andere würde Maria Migliazza erreichen, denn für jeden Brief, der geschrieben und nicht abgeschickt wird, gibt es immer einen anderen, der seinen Bestimmungsort erreicht.

Er faltete das Blatt zusammen, steckte es in seinen Umschlag und ließ den Siegellack zur gleichen Form wie den roten Fleck des zerbrochenen Siegels schmelzen, dann drückte er den Stempel hinein. Nicht einmal der geheimnisvolle Verfasser hätte die Fälschung bemerkt. Er legte den Brief zu dem des Bürgermeisters auf das Tischchen an der Haustür – der Hafen, in dem die Briefe bis zu ihrer Reise ohne Wiederkehr vor Anker gingen.

Während er den Stempel aus Heideholz weglegte, dachte er wieder an Rocco Melina und seine tintenfleckigen

gen Finger, die überall ihre Abdrücke hinterließen. Er dachte, dass es Menschen gibt, die Spuren ihrer Reise auf der Erde zurücklassen, und andere, die das nicht tun, und dass es verschiedene Arten gibt, auf dieser Welt Zeichen zu setzen. Der eine entscheidet sich dafür, Kinder zu zeugen, ein anderer schreibt lieber Bücher, und obwohl viele Menschen die Welt mit tiefen Spuren prägen, damit sie von Dauer sind, beschließen andere – zu denen er selbst gehörte –, überhaupt keine zu hinterlassen, so wie ein listiges Tier seine Fährte auf dem Boden hinter sich verwischt, aber nicht aus Angst, verfolgt zu werden, sondern nur, um das Gefühl und vielleicht auch die Illusion zu haben, nicht zu dieser Welt zu gehören.

*Von Marianna Fòcaru, deren Nacktheit  
ein Trick war, von einem geheimen Archiv und  
einem Talent des Postboten, das möglicherweise  
ein Fluch ist*

Der erste Brief, den der Postbote heimlich geöffnet hatte, war am 4. September 1956 in Torre del Greco geschrieben worden und an Marianna Fòcaru, via Conello 6, direkt gegenüber seinem Zimmerfenster gelegen, adressiert.

Die fünfundzwanzigjährige Marianna war zwar keine ausgesprochene Schönheit, aber mit einem wundervollen Busen beschenkt, zwei Brüste wie frische Wassermelonen und nicht welk und schlaff wie die von Rosaria Bàttaru, dem Busenwunder par excellence des Dorfs, der die Brüste bis zum Bauchnabel reichten, obwohl sie ihre Büstenhalter nach Maß anfertigen ließ. Mariannas Brust dagegen schien zu schweben, als hätte sie unter dem Pullover zwei Karyatiden versteckt, die sie mit erhobenen Armen stützten, und die Jungen und Männer von Girifalco hätten ihren Jahreslohn oder ihre Rente dafür gegeben, um selbst diejenigen zu sein, deren Hände diese üppige Herrlichkeit halten durften. Das junge Mädchen spielte durchaus

mit ihren Reizen, denn sie trug immer tief ausgeschnittene oder eng anliegende Sachen und freute sich jedes Mal, wenn verheiratete Männer ihretwegen einen steifen Hals bekamen und zu schielen anfangen. Dem Postboten entging dieses faszinierende Schauspiel keineswegs, aber um sich nicht unter das Gesindel zu mischen, das Marianas Vorzügen allzu offensichtlich schmeichelte, senkte er den Blick, wenn er ihr begegnete, und spielte ihr völlige Gleichgültigkeit vor.

Dann, an einem Abend im Sommer 1956, geschah etwas. Er saß im Dunkeln in seinem Zimmer, als in Marianas Haus die Lichter angingen. Das hatte er zwar schon oft gesehen, aber an jenem Abend lenkte ihn nichts ab, und er beobachtete, wie sie sich durchs Haus bewegte. Sie ließ die Fenster offen stehen, und während er sie so betrachtete, stellte der Postbote fest, dass ihm die Rolle, die er gerade spielte, durchaus gefiel. Einige Jahre zuvor hatte er im Kino einen Film gesehen, in dem ein Fotograf, der wie Giovannuzzu im Rollstuhl sitzen musste, seine Tage damit verbrachte, das Wohnhaus gegenüber auszuspiönieren, und auf dem Weg aus dem Wohnzimmer dachte er, dass es eine feine Sache war, am Fenster stehen, in die Häuser der anderen spähen und sich so in ihr Leben einschleichen zu können.

Dasselbe hatte er gedacht, als er sich einige Tage in Zürich aufgehalten und fasziniert die riesigen Wohnhäuser am Stadtrand betrachtet hatte. Er hatte begonnen, Stockwerke und Fenster zu zählen, die Größe der Wohnungen zu berechnen, die Anzahl von Familien und Personen, und wenn er zu einem möglichst realistischen Ergebnis gekommen war, multiplizierte er es mit sämtlichen Häu-

sern, die er sah, und die Gesamtsumme war so hoch, dass er erschrak bei der Vorstellung, wie viele Männer und Frauen, wie viele Schicksale, wie viele mögliche Begegnungen es auf so begrenztem Raum gab. Er dachte daran, dass uns in der kurzen Dauer unserer Existenz Tausende anderer Leben vorenthalten bleiben, er dachte, dass er, wäre das möglich gewesen, in jede dieser Wohnungen geschlüpft wäre und das Leben jedes einzelnen Bewohners gelebt hätte. So viele Frauen gab es in einem einzigen Haus, so viele im Viertel, in der Stadt, auf der ganzen Welt ... Er hätte sie gern alle kennengelernt, er, ein Mann, allein und vernachlässigt von der Welt, hätte gern einen Blick in jedes Haus geworfen und zugesehen, wie die Frauen sich anzogen und hinausgingen. Und dann hätte er den Kleiderschrank durchstöbern und sich anhand einer Falte im Kissen, anhand der Wassertropfen in der Badewanne oder eines durchsichtigen Unterrocks, der unordentlich über einem Stuhl hing, ihre Geheimnisse ausmalen können.

Leider wohnte er nicht in einer großen Stadt mit hohen Häusern und Hunderten von Fenstern, sodass er sich mit dem undankbaren Anblick seiner Nachbarin Cosima im Nachthemd begnügen musste, die vergnügt ihr vierund-siebzehnjähriges Fleisch zur Schau stellte, oder mit dem der ebenso alten Giuseppinuzza, die sich die Füße auf dem Balkon zu waschen pflegte und danach das schmutzige Wasser irgendeinem Pechvogel auf den Kopf goss.

Marianna wohnte noch nicht lange in dem Haus, da hatte die Begierde des Postboten, dasselbe zu tun wie der Schauspieler in dem Film, bereits ein wenig nachgelassen. Doch an jenem Abend reizte es ihn dennoch, zu beobach-

ten, wie sie sich durchs Haus bewegte. Schließlich zog sie sich aus. Er sah, wie sie im Schlafzimmer Rock und Pulli ablegte und mitten im Zimmer stehen blieb, in einem rosafarbenen Höschen, das an einigen Stellen etwas dunkler war. Sie stand still wie ein Turmspringer vorm Sprung, und mit einer verführerischen Geste öffnete sie den BH, der ihr wie beschämt vor die Füße fiel. Und so blieb Marianna stehen, so unbekümmert wie eine Wassernymphe, mit dem großen, weichen Busen und den dunklen Brustwarzen, die aussahen wie zwei Kekse, die in einer Tasse Milch schwimmen. Lange Zeit lief sie mit nacktem Busen durchs Haus, ging ins Bad, goss sich in der Küche etwas zu trinken ein; schließlich zog sie sich an und verließ das Haus.

Einige Wochen später fuhr Marianna zusammen mit ihrer Mutter weg, um eine Tante zu besuchen. Nach einem Monat kam ein Brief aus Torre del Greco für sie an, und der Postbote bemerkte an der Beschaffenheit des Umschlags, dass sich darin ein Foto befand. Vor seinem inneren Auge sah er sofort das Bild der nackten Frau. Er stellte den Brief nicht zu, sondern nahm ihn mit nach Hause – das war das erste Mal. Er zögerte lange, aber schließlich öffnete er ihn. Auf dem Bild war Marianna nicht nackt, sondern trug ein helles Kostüm, sodass er sich mit etwas Fantasie vorstellen konnte, sie sei nackt. Er nahm einen schwarzen Stift und zeichnete an ihren Lenden entlang ein Dreieck, um ein dunkles, dicht behaartes Geschlecht nachzuahmen. Dieses Foto würde er behalten, denn für manch einsamen Mann ist es ein und dasselbe, das Foto einer Frau oder die Frau selbst zu besitzen.

Den nutzlosen Brief, der dem Bild beilag, hob er eben-

falls auf, aber im Gegensatz zu seiner späteren Vorgehensweise sorgte er nicht dafür, dass die Botschaft ihre Empfängerin erreichte. Wer würde schon einen verschwundenen Brief vermissen? Wie kann man sicher sein, dass ein Brief zugestellt wird, wenn man die langen Wege bedenkt, die die Papierblätter zurücklegen, die Widrigkeiten, denen sie begegnen, den unergründlichen Zufall, der sie verschwinden lassen kann? So traf der Postbote eine wichtige Entscheidung. Was war so schlimm daran, wenn man fremde Briefe las? Beobachten die Nachbarinnen nicht sowieso den ganzen Tag lang das Kommen und Gehen der Passanten? Was ist mit der Telefonistin, die über ihren Kopfhörer ferne Seufzer und Schluchzer belauscht? Und mit den Priestern, die den Menschen die geheime Beichte abnehmen? Was ist mit den Ärzten, die die verborgensten Teile des Körpers kennen? Gibt es nicht immer jemanden, der ins Leben anderer eindringt?

Von diesem Tag an fühlte sich der Postbote berechtigt, jeden Brief zu öffnen, der seine Neugier weckte, und so entdeckte er in der geheimen Korrespondenz des Ortes eine außergewöhnliche Welt, in der alle ein paralleles Leben aus Geheimnissen, Geständnissen, Lieben und verborgenen Kummernissen zu führen schienen.

Nach Mariannas Brief beschränkte er sich zunächst darauf, nur wenige Umschläge zu öffnen, aber schon bald befiel ihn die Sucht nach Vollständigkeit, die irgendwann jeden Sammler erwischt, und er beschloss, fast alle Briefe zu öffnen und eine Abschrift von jedem einzelnen aufzubewahren, der im Ort eintraf oder ihn verließ. Und so trat im Lauf der Zeit ein methodischeres Vorgehen an die Stelle der anfänglichen Beliebigkeit und Zufälligkeit.

Ohne es zu wollen, wurde er zum Sammler, zu einem der vielen Menschen, die eine Kollektion vervollständigen wollen, um die kleinen Mängel des Daseins zu überdecken.

Ging er umsichtig und besonnen vor, so brachte seine geheime Beschäftigung kaum Risiken mit sich. Im Postamt in der Via Raganella arbeiteten außer ihm, der sich um die ein- und ausgehende Post kümmerte, nur noch der Direktor, Mario Mancuso aus Catanzaro, der sich stets in seinem Büro einigelte, und Teresuzza Marinaro, zuständig für den Telegrafen und den Schalterdienst.

Als der Entschluss, die Briefe zu öffnen, gefasst war, verspürte sein geometrisches Gemüt das Bedürfnis, eine effiziente Methode einzuführen. Zuerst kam ihm die Idee, ein Archiv zu bauen, und er ließ sich von Maestro Michiali Catalanu ein Möbelstück nach Maß mit zahlreichen Schubladen fertigen, das er neben seinen Schreibtisch stellte. Auf jede Schublade klebte er ein kleines Etikett mit dem entsprechenden Thema. Er dachte lange darüber nach, ob er nach thematischen Kriterien archivieren sollte – Tod, Liebe, Betrug, Anzeigen, Beleidigungen, Erpressungen – oder nach Namen – Aceto Giuseppe, Aiello Nicola, Alcaro Gianni, Aloise Concetta ... –, doch weil es sich um ein persönliches Archiv handelte, das keinen objektiven Kriterien unterlag, bediente er sich einer Mischung von Methoden, je nach Art der Korrespondenz.

Um die Umschläge unauffällig aufmachen und wieder verschließen zu können, hatte er verschiedene Möglichkeiten ausprobiert und sich schließlich für die gute alte Methode des Aufdampfens entschieden, wobei er allerdings besondere Umsicht walten ließ: Damit das Papier

nicht zu feucht wurde, hüllte er den Umschlag in einen warmen Lappen und legte ihn auf ein kleines Gitter auf einem Kochtopf. Diese Vorgehensweise, an die er sich gewissenhaft hielt, war unverzichtbar bei Umschlägen mit aufgedrucktem Absender, die er nicht austauschen konnte. Allerdings kamen solche Briefe nur selten im Ort an. Der Großteil der Korrespondenz kursierte in anonymen weißen Umschlägen, die sich problemlos ersetzen ließen. Aus diesem Grund hortete der Postbote große Vorräte an Kuverts unterschiedlicher Farben und Größen, die er sich aus Deutschland und der Schweiz mitbringen ließ. In den wenigen Fällen, in denen das Papier den Kontakt mit dem Wasserdampf nicht unbeschadet überstand, konnte er notfalls immer noch mit dem Transport argumentieren, mit der Feuchtigkeit in den Waggons der Güterzüge, einem plötzlichen Nieselregen oder dem Gewicht von Tausenden anderer Briefe, die den fraglichen unter sich begraben hatten.

Der Postbote ging beim Fälschen so sorgfältig vor, dass er alle kleinen Fehler des Originals auf das neue Kuvert übertrug: Fett- oder Kaffeeflecke, ein Kratzer oder ein Riss, Spuren von Lippenstift, kleine Tintenflecke, das Format der Absätze bei Maschinschrift.

Schließlich ging es noch darum, den ursprünglichen Brief abzuschreiben und ihn aufzubewahren. Was den meisten Menschen vermutlich die größte Mühe bereitet hätte, war für den Postboten ein Kinderspiel, das er mit geschlossenen Augen bewerkstelligen konnte. Und der Grund ist leicht erklärt, denn er besaß eine einzigartige, außergewöhnliche Gabe: Er konnte jede Handschrift imitieren.

Von dieser überaus seltenen Fähigkeit erfuhr die Welt durch die Grundschullehrerin Gioconda Sabatini, die gleich in den ersten Schultagen darauf aufmerksam wurde. Nachdem der Junge erstmals den Stift in die Hand genommen und Striche auf die karierten Blätter gemalt hatte, begriff die Maestra, dass sie es mit einer Seltenheit zu tun hatte: In zwanzig Jahren ehrenvoller und leidenschaftlicher Lehrtätigkeit hatte sie nie ein Kind gesehen, das schon am ersten Tag mühelos so gerade Striche zu Papier bringen konnte. Die außergewöhnliche Begabung des Schönschreibers gelangte zu allgemeiner Bekanntheit, als die Schüler anfangen, Vokale zu schreiben. Gioconda hatte noch nicht alle Buchstaben an die Tafel geschrieben, da hatte das Kind auf der ersten Heftseite bereits eine Reihe von a e i o u aufgefädelt, die aussah wie gedruckt. Die Lehrerin war nun überzeugt, ein Genie vor sich zu haben, was ihre autobiografisch begründete Überzeugung bekräftigte, dass Kindern, die ohne Vater aufwachsen, das Erlernen der Schrift leichter fällt als anderen. Der Schulleiter verlieh dem Jungen eine Medaille und stellte das Heft öffentlich aus.

Hätte er für andere Fächer ähnlich großes Talent besessen, wäre er tatsächlich ein Genie gewesen, doch seine Gabe beschränkte sich auf die Schrift. Ansonsten war er ein ganz normales Kind, das lesen und rechnen lernte wie alle anderen auch. Und so erregte seine ungewöhnliche Begabung im Laufe der Zeit, während auch alle anderen ordentlich zu schreiben lernten, keinerlei Aufsehen mehr.

Erst in der Mittelschule fielen seine kalligrafischen Fähigkeiten erneut auf. Eines Tages vergaß sein Banknachbar und bester Freund Stefano De Stefani, sein Entschul-

digungsbuch von seinem Vater unterschreiben zu lassen, und da sie in der ersten Stunde beim gefürchteten Professore Michiali Proganò Unterricht hatten, würde niemand ihm die zehn Stockhiebe auf die Finger und den Tritt in den Hintern ersparen können. Außerdem würde der Lehrer ihm noch die Ohren lang ziehen. Als der Postbote das Klassenzimmer betrat, sah er Stefano in der Schulbank sitzen. Sein Freund versuchte die Unterschrift des Vaters zu fälschen. Ich helfe dir, sagte er zu Stefano, warf einen Blick auf den Schriftzug, und in null Komma nichts machte er ihn so akkurat nach, dass Stefano ihn verwundert anstarrte. Aber der entscheidende Test war Proganò. Da er es mit einer ganzen Generation von Faulpelzen zu tun hatte, war er darauf trainiert, gefälschte Unterschriften zu erkennen. Jeder Gesetzesbrecher wurde gnadenlos mit der unvermeidlichen Kastanienrute namens *viparèdda* – kleine Giftschlange – gezüchtigt. Kaum war der Lehrer hereingekommen, öffnete er auch schon das Klassenbuch, und nachdem er alle Schüler aufgerufen hatte, forderte er Stefano auf, ihm sein Büchlein vorzulegen. Proganò setzte seine Brille auf und verglich die aktuelle Unterschrift mit denen davor. Er blätterte mehrmals vor und zurück, dann schloss er das Heft und schickte Stefano an seinen Platz zurück.

Dem Postboten war seine Gabe nicht bewusst gewesen, denn es war ihm nie in den Sinn gekommen, etwas zu fälschen. Von jenem Tag an machte er zu Übungszwecken die Schriften seiner Schulkameraden nach, und da die Vollkommenheit offensichtlich war, nahm er seine besondere Fähigkeit endlich zur Kenntnis. Das sorgte jedoch weder für Begeisterung noch für größere Änderun-

gen in seinem Leben, denn er dachte, dass es sich um ein nebensächliches Talent handelte, mit dem er nicht mehr anfangen konnte, als Entschuldigungen zu unterschreiben. Doch im Jahr darauf erfuhr er, dass er mit seinem kalligrafischen Geschick mehr ausrichten konnte, als den Ohrfeigen von Michiali Proganò zu entgehen.

An einem Tag im Oktober, zu Beginn des Schuljahres, tauchte in seiner Klasse eine neue Schülerin namens Francesca Laugelli auf. Sie hatte dunkle Haut, große schwarze Augen und lange Haare und war sehr zierlich. Sie gefiel ihm sofort, denn sie war schön und sprach nur selten. Eines Tages ließ sie ihr Heft offen liegen, und auf die erste Seite hatte sie viele Wolken gemalt, die ihm sehr gefielen. Ein unbekannter Übertragungsmechanismus sorgte dafür, dass ihm auch Francesca wie eine Wolke vorkam; wenn man sich in ihrer Nähe befand, kam man deshalb nicht umhin, in den Himmel aufzusteigen. Also betrachtete er sie, sprach mit ihr und versuchte sie zum Lächeln zu bringen, obwohl im Gesicht der Schulkameradin eine Art Traurigkeit stand, die niemals verging. Francesca war eine gute Schülerin, und niemand weiß, warum Proganò sie auf dem Kieker hatte. Verächtlich nannte er sie die *napùta de Ruaccu Malogna*, die Nichte des nichtsnutzigen Rocco Malogna, und wenn er ihre Hefte durchsah und die sorgfältig gemachten Hausaufgaben entdeckte, rief er aufgebracht: *Heutzutage können sogar schon Malognas schreiben!* Der Lehrer lauerte geradezu auf eine Gelegenheit, sie die *viparèdda* spüren zu lassen.

Eines Tages tat das Schicksal ihm diesen Gefallen, denn Francesca bemerkte zu Beginn der Stunde mit Entsetzen, das sie ihren Aufsatz verloren hatte. Der Postbote fragte

sie, was geschehen sei. Sie wussten beide, was dieses Versehen für Folgen haben würde. Der Lehrer legte die *viparèdda* aufs Pult, und ohne sich zu setzen, rief er die Schüler auf, die ihm ihre Aufsätze bringen sollten. Als Francesca an der Reihe war, ging das Mädchen ängstlich und schicksalsergeben mit gesenktem Blick nach vorn. Proganò konnte sich vor Freude kaum beherrschen. *Ach nein, die Signorina kommt mit leeren Händen? Und? Will sie ihren Klassenkameraden vielleicht verraten, warum sie den Aufsatz nicht geschrieben hat?* Kaum hörbar antwortete sie, dass sie den Aufsatz zwar geschrieben habe, das Blatt aber nicht mehr finden könne, vielleicht habe sie es verloren. *Und das soll ich einer Malogna glauben?*, fragte er überheblich. *Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm ... Signorina Laugelli, Hände ausstrecken!* Francesca tat, wie ihr geheißen, senkte den Kopf, und fast hätte sie geweint, aber diese Genugtuung gönnte sie ihm nicht. Eisige Stille senkte sich auf die Klasse, der Lehrer hob die *viparèdda* und ... *Professore!*, unterbrach ihn eine Stimme. Verärgert drehte Proganò sich um. *Wer war das?* Der Postbote stand auf. *Was gibt's?* Der Junge nahm all seinen Mut zusammen und sagte: *Professore, Laugelli hat recht, der Aufsatz ist ihr aus dem Ranzen gefallen, hier ist er, ich habe ihn gerade unter dem Stuhl gefunden.* Er hielt das Blatt Papier hoch. *Bring ihn mir, sofort*, sagte Proganò und platzte fast vor Wut. Er riss ihm den Aufsatz aus den Händen und betrachtete ihn misstrauisch, aber es war zweifellos Francescas Schrift, auch wenn sich die Abhandlung weniger flüssig las als üblich. Einen Augenblick verharrte der Lehrer regungslos, dann legte er schweigend das Blatt Papier zu den anderen, warf

die *viparèdda* auf das Pult und befahl den beiden Schülern, sich zu setzen.

Francesca konnte es nicht glauben. Während der darauffolgenden beiden Schulstunden musterte sie den Klassenkameraden bewundernd und voller Erstaunen. Als es klingelte und die Schüler einer nach dem anderen das Klassenzimmer verließen, fragte sie ihn, wie er das gemacht habe. Er sagte, sie habe Glück gehabt, ihre Schriften ähnelten einander, nichts Besonderes. Sie lächelte und gab ihm einen Kuss auf die Wange.

Der Postbote dachte, dass seine Gabe vielleicht doch nicht so nutzlos war, denn immerhin hatte sie ihm diesen wundervollen Kuss eingebracht. Er dachte, dass er möglicherweise dem einen oder anderen helfen konnte und dass es ungerecht gewesen wäre, wenn der Lehrer Francesca mit der Rute geschlagen hätte. Er dachte, dass er vielleicht bisweilen Ungerechtigkeiten verhindern konnte. Und er fand, dass sich sein Talent nicht weiter herumsprechen sollte. Stefano hatte geschworen, niemandem davon zu erzählen, während das bei Francesca nicht nötig war, denn am Ende des Schuljahres zog sie in einen anderen Ort, und der Postbote sah sie nie mehr.

Sein Talent hatte jedoch auch Nachteile, denn im Grunde bestand es darin, andere nachzumachen, ihre Bewegungen zu imitieren, und indem er das tat, stand er womöglich eigenen Taten im Weg.

Allmählich begann er sich zu fragen, ob jemand mit dieser Fähigkeit überhaupt einen anderen Weg einschlagen konnte als den des Fälschers, aber ein Fälscher wollte er nicht werden. Also musste es einen anderen Grund dafür geben, dass die Natur ihm dieses Geschenk gemacht hatte,

und die Antwort auf seine Frage bekam er, als er anfang, Briefe zu öffnen. Plötzlich ergaben die Entscheidungen seines Lebens einen Sinn. Über diese Entdeckung war der Postbote so glücklich wie einer, der nach langem Warten das Echo eines Schreis hört, denn das Echo beweist, dass es die Stimme wirklich gab, dass sie keine Illusion war.

Indem er sich durch ihre Briefe auf die Geschichten der Dorfbewohner einließ, fand er eine nützliche Verwendung für seine Kunst, denn ein Talent zu haben und es nicht zu nutzen, ist dasselbe, wie keines zu besitzen. Nachdem er sich so viele Jahre den Kopf über den Sinn seines Lebens und seine Aufgabe auf dieser Welt zerbrochen hatte, schien die Antwort auf diese Frage ausgerechnet in den Papieren zu liegen, die er in die von Maestro Michiàli Catalanu gebauten Schubladen gestopft hatte. In ihnen lief all das zusammen und klärte sich, was ihm bisher zufällig vorgekommen war: die Fähigkeit zur Schönschrift, die Arbeit, die Einsamkeit. Er konnte sich in das Leben der anderen einmischen und es manchmal sogar verändern. Vielleicht war genau das der Grund für seine Existenz – die Fähigkeit, neue Lebensläufe zu spinnen, indem er die Fäden im Leben anderer neu miteinander verflocht. Die Gewissheit, dass er den roten Faden in seinem bisher so verworrenen Leben gefunden hatte, half ihm, die Wunden der Vergangenheit zu heilen, denn er war nun den Menschen und der Welt gegenüber freundlicher gesinnt.

*Von seiner Mutter, der Träumerin,  
vom Erscheinen Maria Migliazzas mit der  
fettigen Schürze und von Feliciuzza,  
der Hauchkünstlerin*

Immer wenn er aufwachte und sich an einen Traum erinnerte, wünschte sich der Postbote, seine Mutter wäre noch am Leben und könnte den Traum für ihn deuten. *Màmmasa*, Gott hab sie selig, hatte zu Träumen ein besonderes Verhältnis. Sie träumte jede Nacht und, o Wunder, sie erinnerte sich an jede Einzelheit. Ihre Träume waren so klar und eindeutig, dass der Sohn sich mehr als einmal gefragt hatte, ob sie vielleicht wahr sein konnten. Die Mutter lebte, um zu träumen. Sie wartete, bis sie die Augen schließen und sich eine andere Existenz erträumen und jemanden wiedersehen konnte, den es nicht mehr gab, denn der Traum ist der einzige Ort, an dem man Menschen begegnen kann, die man verloren hat. Sie ging früh schlafen, und auch nachmittags gönnte sie sich im Sessel in der Küche ein bisschen Hoffnung auf Glück.

Allerdings hatte der Postbote nie vermutet, dass *màm-*

*masa* ihre Träume niederschrieb. Er entdeckte es nach ihrem Tod, als er das Heft fand, das sie wie einen Schatz unter der Matratze versteckt hatte. Er verstand es nicht sofort, aber schließlich wurde ihm klar, dass das grafische Durcheinander – zusammengeschusterte Dialektwörter, Zahlen und Zeichnungen – die Art seiner Mutter war, sich an den unlogischen Verlauf ihrer Träume zu erinnern. Er war wie vom Blitz getroffen. Er setzte sich aufs Bett und blätterte in dem Heft, aber als er auf den Namen seines Vaters stieß, klappte er es sofort wieder zu.

So verlockend es auch war, von jenem Tag an wollte er nicht mehr wissen, wovon seine Mutter geträumt hatte. Nicht nur, weil es ihm unhöflich und respektlos vorgekommen wäre, sondern vor allem, weil er befürchtete, seine Vermutungen bezüglich seines unheilbaren und grenzenlosen Unglücks bestätigt zu finden, nachdem er jenen Namen gelesen hatte.

Die Contrada Vasia, eine schmale, unauffällige Gasse, lag im alten Teil des Dorfes. Das Haus der Migliazzas war klein, und er konnte sich nicht erklären, wie so viele Menschen darin wohnen konnten. Draußen auf der Treppe brachte die Mutter der jüngsten Tochter den Umgang mit der Häkelnadel bei.

»*Buongiorno*, Rosinuzza, hier ist ein Brief für Maria.«

»Für meine Tochter Maria? Sind Sie sicher?«

Rosinuzzas Erstaunen war das eines Menschen, der nirgendwo auf der Welt Verwandte hat und für den die Ankunft eines Briefes ein besonderes Ereignis ist.

»Ngiuli«, sagte sie zu ihrer Tochter, »geh und hol deine Schwester.«

Die Kleine legte die Häkelnadel auf die Stufe und lief ins Haus.

»Was wird das?«, fragte der Postbote.

»Ein Spitzendeckchen für meine Nichte Concettina, die Tochter von Gregorio Sampelite. Sie hat einen neuen Tisch aufgetrieben und mich gebeten, ihr eins zu machen. Das müssten Sie sehen, sie hat ein Haus, das aussieht wie ein Schloss, nicht so wie unseres. Tja, Glück muss man haben!«

Rosinuza hatte die Angewohnheit, das Glück ins Spiel zu bringen, das ihr ein Leben lang den Rücken zugekehrt hatte. Zuerst hatte es sie fett werden lassen wie einen Truthahn am Heiligen Abend, dann hatte es die Jahre ihrer Jugend verheizt, indem es dafür sorgte, dass sie alle zwei Jahre ein Kind bekam, und schließlich hatte es ihr ein Haus zugeteilt, das nicht größer als ein Taubenschlag war.

Gleich darauf erschienen die Schwestern. Maria trug eine fettige Schürze und trocknete sich die Hände an einem von Soßenresten verschmutzten Geschirrtuch ab. Ihr vernachlässigtes Äußeres ließ sie noch unscheinbarer und gerupfter aussehen als üblich, der Postbote, der an die Liebesworte in dem Brief denken musste, wunderte sich noch mehr. War sie denn wirklich die Teresa des Briefes, oder war sie nur die Komplizin einer heimlichen Liebe? Er wagte einen Vorstoß: »Hier ist ein Brief für Sie, Maria Teresa.«

Sie musterte ihn verblüfft, ebenso die Mutter, die hinzufügte: »So nennt sie doch niemand mehr.«

Der Postbote war zufrieden, dass er richtig geraten hatte, und reichte ihr den Brief. Sie las die Aufschrift auf dem Umschlag.

»Von wem ist der?«, fragte die Mutter.

»Woher soll ich das wissen? Sind Sie sicher, dass das kein Irrtum ist?«

»Nun, da steht Ihr Name.«

Maria las erneut. Nein, es konnte kein Irrtum sein. Also suchte sie auf der Rückseite des Umschlags nach der Lösung des Rätsels, und vielleicht fand sie dort tatsächlich die Antwort, nämlich in Form des Siegels. Der Postbote beobachtete, wie sie darauf starrte, und er glaubte den Verdacht zu spüren, der in ihr aufstieg, das Aussetzen der Erinnerung, das ungläubige Staunen, eine Antwort, die es nicht geben kann ... Sie steckte den Brief in die Schürzentasche.

»Ich gehe wieder rein, den Abwasch machen«, sagte sie und verschwand hinter dem Vorhang.

»Ich habe immer zum Herrn gebetet, er soll meine Tochter heiraten lassen, aber davon will er nichts wissen. Haben Sie eine Ahnung, wer ihr geschrieben hat?«

»Nein, woher soll ich das wissen?«

»Ach ja. Glück muss man haben im Leben.«

»Ja, genau, Glück. Verzeihen Sie, Rosinuzza, ich muss jetzt weiter.«

Sie sagte ihm Lebewohl und griff wieder nach der Häkelnadel. Dasselbe ließ sie das Mädchen tun, das zurückgekommen war und wieder Platz nahm. Der Postbote, aufgeheitert durch die Entdeckung, dass Maria und Teresa ein und dieselbe Person waren, setzte seine Runde fort und dachte, dass die Auslieferung des Siegelbriefs das einzig bedeutsame Ereignis dieses Tages sein würde. Aber da irrte er sich.

Feliciuzza Combarise wohnte in dem alten Haus in

der Via delle Acacie 14. Blumenstraßen hießen die Straßen hinter dem Viertel Pioppi Nuovi, denn der Stadtrat hatte eines schönen Tages beschlossen, seine Dummheit zu verewigen und die Straßen gegenüber der Chiesa dell' Annunciata umzubenennen. Der Referent für Stadtplanung, der aus einer Familie von Floristen stammte, wollte seine Urgroßeltern ehren und hatte, angeregt von einem Handbuch der Floristik, die bildhaftesten Namen ausgewählt. Nachdem er Margeriten, Rosen, Mohn und Veilchen wegen ihrer Schlichtheit verworfen hatte, pflückte er Sträuße von Vergissmeinnicht, Büschel von Arnika, Sträucher von Gelbem Enzian und ganze Wiesen von Alpenglöckchen und Schwarzkümmel. Feliciuzza Combarise und ihren Nachbarn, ehemalige Bewohner der ruhmreichen, nun aber umbenannten Contrada Stringilovo, hatte das Schicksal die Akazie zugedacht, die eine seltene Blume sein musste, denn als Venanzio, der Schmied, eines Tages beim Blumenhändler probeweise einen Strauß davon verlangte, blickte der sich nur verwirrt im Laden um und antwortete, dafür sei jetzt nicht die Jahreszeit.

In der Hausnummer 14 jener aus der Jahreszeit gefallenen Straße also lebte Feliciuzza Combarise, neunundfünfzig, als glückliche Ehefrau und unglückliche Mutter.

Ihr Sohn Cecco war seit zwei Jahren nicht mehr zu Hause gewesen, weil er zum Arbeiten in den Norden gegangen war. Fast jeden Monat schickte er der Mutter einen Brief, der für gewöhnlich sehr kurz ausfiel: Auf der Arbeit ist alles gut, es ist immer sehr kalt, Weihnachten komme ich nicht, weil ich keinen Urlaub habe, aber habt ihr das Erdbeben bei euch gespürt? Sei unbesorgt, hier gibt es den See, und wo ein See ist, bebzt die Erde nie. Lau-

ter kurze Briefe außer dem vom 15. Februar des Vorjahres, der den Combarises an einem verregneten Morgen zugestellt wurde:

*Liebe Mama,  
sag bitte meinem Vater nichts von diesen Sachen, er mag keine Verrücktheiten, womöglich wird er noch böse auf Dich. Heute schreibe ich Dir zum letzten Mal aus dieser ekelhaften Stadt, denn was ich Dir bisher geschrieben habe, ist nicht wahr: Meine Arbeit widert mich an, die Leute widern mich an, mein ganzes Leben widert mich an.*

*Und darum habe ich beschlossen, hier wegzugehen. Aber ich komme nicht nach Hause. Bitte verlange das nicht von mir, denn ich bin schwach und würde es wahrscheinlich tun. Aber das wäre falsch, und es würde auch nicht lange gut gehen.*

*Also werde ich Italien verlassen, vielleicht in die Schweiz oder in ein anderes Land gehen, Hauptsache, ich komme hier weg. Bestimmt weinst Du jetzt, aber das will ich nicht, und Du sollst Dir auch keine Sorgen machen.*

*Vertrau Deinem Sohn, wenigstens Du.*

*Sobald ich alles geregelt habe, schreibe ich Dir wieder.*

Von jenem Tag an wartete Feliciuzza jeden Morgen ängstlich auf den Postboten. Sie stellte sich ans Küchenfenster und folgte ihm mit dem Blick, und wenn er weiterging, ohne stehen zu bleiben, zog sie betrübt die Gardine zu.

Man könnte ein Buch darüber schreiben, wie die Leute auf den Postboten warten, denn an der Form des Wartens lassen sich der Gemütszustand, die Gefühle und Gedanken erkennen. Sich diskret hinter dem Fenster zu verstecken, um zu sehen, ohne gesehen zu werden, ist typisch für Menschen, die von tiefem Schmerz gequält werden,

Menschen, die sich davor fürchten, sich den Ereignissen auszusetzen, Menschen von ausgeprägtem Künstlergeist, der sie dazu bringt, in den sichtbaren Atemhauch auf der Fensterscheibe die geheimnisvollen Hieroglyphen ihres Kummers zu zeichnen. Wenn sie den Postboten sehen, hoffen sie, dass er nicht klingelt und sie herauszukommen zwingt, weshalb fast alle den Briefkasten gut sichtbar anbringen. Wenn er weitergeht, warten sie einen Augenblick. Sie gehen zur Tür, sehen sich um und schieben sich den Brief unter den Pullover, als wollten sie ihn mit der Hoffnung nähren, die ihnen die Brust schwellen lässt.

Zu einer ganz anderen Sorte gehören die Menschen, die sich vor Niederlagen nicht fürchten, sondern im Gegenteil den Schmerz stolz vor sich hertragen wie eine Trophäe. Sie erwarten den Postboten auf den Stufen vor dem Haus, um den Brief entgegenzunehmen, und in der Hoffnung, dass jemand kommt, dem sie sich anvertrauen können, öffnen sie die Post sofort, denn wenn sie über ihren Schmerz sprechen, fällt er in sich zusammen wie ein verunglückter Hefeteig.

Und schließlich gibt es noch die Forschen, die auf das Unglück nicht warten, sondern ihm furchtlos entgegengehen. Sie müssen den Brief nicht einmal öffnen, weil sie ohnehin wissen, was drinsteht.

Feliciuzza, die zu den gequälten Menschen mit Künstlergeist gehörte, musste nach dem Geständnis des Sohnes ungefähr ein halbes Jahr warten, bis sie einen weiteren Brief von ihm erhielt, diesmal aus der Sozialistischen Republik Rumänien:

*Liebe Mama,  
anstatt in die Schweiz bin ich nun in dieses Land namens  
Rumänien gegangen.*

*In letzter Zeit musste ich so vieles überdenken, ich weiß gar  
nicht mehr, wie ich hier gelandet bin.*

*In Rumänien gibt es Kohleminen, und alles ist schwarz,  
darum ist das hier der richtige Ort für einen Pechvogel wie  
mich.*

*Ich bin jetzt Bergarbeiter. Abends bin ich so müde, dass ich  
nicht mehr grübeln kann, und das ist gut so.*

*Denk Dir für meinen Vater irgendeine Ausrede aus.*

*Weißt Du was? Es gibt da eine Frau, die sehr nett zu mir ist.*

*Du fehlst mir, ich würde Dich so gern umarmen.*

*Wenn ich unter Tage gehe, bist Du das Licht, das mir leuchtet.*

Sollte die Mutter etwa ruhig bleiben, nachdem sie erfahren hatte, dass ihr Sohn nun Bergarbeiter in einem fremden Land war? Als sie den Postboten an jenem Morgen sah, verließ Feliciuzza zum ersten Mal ihre Leidensecke und wartete auf den Stufen vor ihrer Wohnung auf ihn.

»Guten Tag«, sagte der Postbote überrascht.

»Haben Sie *nu minùtu* Zeit?«

»Ja, was gibt's?«

»Ich möchte wissen, also ... heute ist der Geburtstag von Cecco, meinem Sohn, und ich habe schon seit Monaten nichts von ihm gehört, darum wollte ich Sie fragen, ob ...« Und unter der Wollstrickjacke, die sie vor der Brust zusammenhielt, zog sie den verknitterten Brief des Sohnes hervor. »Hier.« Sie hielt ihn dem Postboten hin. »Also, ich wollte fragen, ob ich meinem kleinen Cecco vielleicht antworten kann.«

Mit dieser Frage hatte er nicht gerechnet.

»Natürlich können Sie ihm schreiben. Haben Sie denn die Adresse?«.

»Ehrlich gesagt, nein. Ich hatte gehofft, dass Sie mir helfen können.«

Obwohl der Postbote den Umschlag bereits kannte, tat er so, als betrachte er ihn eingehend.

»Der Brief kommt aus Rumänien, das sieht man am Stempel, aber eine Adresse gibt es nicht.«

»Ich weiß«, sagte Feliciuzza betrübt, »darum wollte ich Sie ja um Hilfe bitten. Kann man nicht herausfinden, wo mein Sohn wohnt?«.

»Wie sollen wir das machen? In Italien ginge das vielleicht, aber in Rumänien ...«

Feliciuzzas Miene verriet, wie sehr seine Worte sie betrübten.

»Hat er Ihnen wenigstens geschrieben, in welcher Stadt in Rumänien er sich aufhält?«

»Pedrosino, Petrasani, irgendwie so ... aber warten Sie, ich hole den Brief. Möchten Sie vielleicht etwas trinken?«

»Nein, danke.«

Feliciuzza ging zurück ins Haus; der Postbote hielt nur den Umschlag in der Hand, denn das Schreiben hatte sie wer weiß wo versteckt, damit ihr Mann es nicht fand ... Gleich darauf kam sie mit dem Brief wieder heraus.

»Das hier ist die Stadt.«

»Mehr haben Sie nicht?«

»Nein, das ist alles.«

»Es ist nicht viel, aber mal sehen, was sich machen lässt. Ich gebe Ihnen Bescheid.«

»Bitte«, sagte Feliciuzza und nahm den Umschlag wieder an sich. »Es ist dringend.« Aber sie bereute diesen

Zusatz sofort, der verriet, wie sehr sie litt, und als wollte sie die Worte zurücknehmen, zog sie die Strickjacke noch fester über der Brust zusammen, grüßte eilig und ging in ihre Küche zurück.

Der Postbote sah durch das Fenster, wie sie eine Blechdose öffnete und den Brief hineinlegte, und er dachte, dass dort, zwischen Zucker und Salz, der passende Ort war, um den eigenen Schmerz vor der Welt zu verstecken. Dann verschwand Feliciuzza, und jetzt bemerkte er die Hieroglyphe ihres Kummers, die sie beim Warten auf die beschlagene Fensterscheibe gezeichnet hatte: der Buchstabe P, Initiale einer abgelegenen Stadt in Rumänien, aber auch der Buchstabe des Wartens, Ausharrens und Hoffens wie in *Postbote*, oder, realistischer vielleicht, Anzeichen einer Furcht: *Perdu*. Verloren.

*Nce vò fortuna ncià la vita* – Glück muss man haben im Leben.